Die Lampe des Heiligtums.

Maria dachte an das verödete Haus, welches die hl. Mutter erwartete, als sie vom Kalvarienberge herabkam, an ihr freudenloses Mahl, ihr trostloses Gemach, ihr schlummerloses Lager nach diesem Tage der Angst und des Schmerzes. Wie geringfügig war ihr Leiden im Vergleich zu dem der hl. Mutter! Ihre Augen hatten die Gewänder gesehen, die bespritzt waren von den Tropfen aus der Kelter der göttlichen Gerechtigkeit; in ihren Ohren klangen noch die Schläge des Hammers, welcher die Nägel durch Hände und Füße trieb; ihr mütterlich liebendes Herz war durchbohrt bis ins Innerste von dem Schwerte des Schmerzes; auf ihrem Leibe und auf ihrer Seele lastete eine Wucht von Leid, welche einen eisernen Körper, ein diamantenes Gemüt zermalmt haben würde, welche ihre himmlische Geduld aber zu tragen vermochte. Diesem Meere von Schmerzen gegenüber erschien dem Kinde der Gnade das Leid, welches der himmlische Vater ihm zugesandt hatte, nur als ein kleiner Tropfen. — Und als nun alle die liebenden Freunde, welche die heilige Mutter Gottes nach ihrer bescheidenen Hütte begleitet, sich entfernt hatten, da sah sie sich endlich allein in der Stille der Nacht, und das Licht der Lampe, in der vielleicht Oel aus dem Garten Gethsemane brannte, fiel auf ihr bleiches Antlitz, auf welchem dieser Tag mehr Spuren des Kummers zurückgelassen hatte, als alle früheren Jahre, und das Licht glänzte in den Tränen, die aus ihren himmlischen Augen strömten. War es ja diese Lampe allein, die neben ihr wachte und einige Strahlen von Trost in das traurige Gemach und in das noch traurigere Herz fallen ließ. In ihren kindlichen Gedanken segnete Maria dieses bleiche und zitternde Licht, welches damals der Mutter Gottes leuchtete, und es war ihr, als ob die Flamme über ihr, deren Licht jetzt auf sie selbst und auf das Bild der Königin der Schmerzen fiel, ein treues Abbild jener Lampe wäre, die damals die heilige Hütte der Mutter Gottes erleuchtete. So übte ihr ruhiger Schein einen beschwichtigenden Einfluß auf das Herz des unschuldigen Kindes und lehrte es, sein Leid zu vereinigen mit dem heiligsten Leide, welches die Erde je gesehen. Es war dem Kinde, als ob es mit der Erhabensten und Gesegnetsten unter den Weibern litte, und das Dunkel, welches zuvor seine Seele umnachtet hatte, wurde erhellt durch einen Strahl, so milde und so rein wie der, welcher die Schatten der Nacht in jener heiligen Hütte auflöste. Marie fühlte sich nach dieser Betrachtung stark genug, wenigstens mit Ergebung in ihr kummervolles Haus zurückzukehren.

Ehe sie aber aufstand, brachte sie dem Allmächtigen durch die Hände der heiligen Jungfrau ein Gelübde dar, wovon sie ihrer Mutter vorerst nichts sagte. Es war ihr, als würde dasselbe von Gott angenommen, und sie fühlte sich durch diesen Gedanken gestärkt.

Man möge nicht glauben, so, wie wir hier erzählt haben, könne kein Kind in einem solchen Alter denken und handeln. Wir können uns in der Welt keine rechte Vorstellung machen von der Reife der Gnade, zu welcher unter den Flügeln der Kirche mitunter Kinder durch den gelangen, der sich aus dem Munde der Kinder und Säuglinge Lob bereitet". Wir hören in der Welt oft von frühreifen Talenten, selten von frühreifen Tugenden, und doch sind die einen in ihrer Ordnung eben so natürlich, wie die andern. Nicht nur die Leben der Heiligen, wie die der heiligen Rosa von Lima, der heiligen Maria Magdalena von Pazzi, der heiligen Katharina von Siena, bieten uns Beispiele von Weisheit und Erleuchtung, selbst in einem noch zugendsicheren Alter; dergleichen Beispiele kommen auch noch heutzutage vor, und wir selbst haben deren kennen gelernt. Wenn die Eltern, namentlich die Mütter, ihre Kinder von der Wiege an für Gott zu erziehen wüßten, wenn sie, statt ihren kindischen Neigungen nachzugeben und selbst ihren Launen und den bösen Regungen ihres Herzens zu schmeicheln, ihren Geist bei dem ersten Aufdämmern der Vernunft auf die Erkenntnis und Betrachtung der göttlichen Güte hinlenkten und ihre Lippen als erste Worte die beiden süßesten Namen aussprechen lehrten, welche die menschliche Sprache kennt, so würden wohl Manche, die jetzt über die Torheiten und Sünden ihrer Kinder zu weinen haben, statt dessen Gott dafür danken, daß er ihre Familie mit einem Heiligen begnadigt.

Als Mutter und Tochter nach Hause zurückkehrten, kam ihnen, namentlich der letzteren, ihre Hütte lange nicht mehr so traurig und unheimlich vor, als da sie dieselbe verließen. Marie bat fast heiter ihre Mutter, auf Gott und auf die Fürsprache der heiligen Jungfrau zu vertrauen.

Spät am andern Morgen trat Pierrot plötzlich mit bleichem und verstörten Gesichte ins Haus, warf einen Beutel mit Geld auf den Tisch, an welchem seine Frau und seine Tochter saßen, und eilte, ohne ein Wort zu sagen, in sein Schlafgemach. Beide blickten mit stummer Verwunderung auf das Geld; als aber Pierrot, nachdem er einige Stunden unruhig geschlafen, in das Zimmer zurückkam, sah er zu seiner Ueberraschung und zu seinem Aerger, daß der Beutel noch ganz unberührt auf der Stelle lag, wohin er ihn geworfen hatte.

„Was soll das heißen?" fragte er etwas bitter. „Hältst du den Beutel für ein giftiges Tier, daß du dich gescheut hast, ihn anzufassen?"

„Pierrot," entgegnete seine Frau, „wie bist du zu dem Gelde gekommen?"

„Auf ganz ehrliche Weise, wahrhaftig," antwortete er. „Du meinst doch wohl nicht, ich hätte es geraubt oder gestohlen?"

„Gott behüte! Aber du hast in der letzten Zeit nicht viel gearbeitet, und du würdest, auch wenn du sehr fleißig wärest, lange Zeit gebrauchen, um in deinem Gewerbe so viel zu verdienen. Ein solcher Beutel voll, in einer Nacht erworben, sieht, das wirst du zugeben, mindestens verdächtig aus."

„Mache dir keine Sorge darüber; das Geld ist ehrlich verdient. Ich habe gute Freunde kennen gelernt, welche mir behilflich gewesen sind, ein gutes Handelsgeschäft zu machen. Ich denke, dies soll nicht der letzte Gewinn sein."

Die arme Frau fühlte sich durch diese Versicherung einigermaßen beruhigt. Sie nahm den Beutel scheinbar vergnügt auf, konnte sich aber nicht entschließen, das Geld zu verwenden. Sie verdoppelte ihren Fleiß und spann mit fieberhaftem Eifer, um das tägliche Brot zu verdienen und das Hauswesen in anständiger Ordnung zu erhalten; aber weder sie noch ihre Tochter mochten das verdächtige Geld anrühren. Pierrot brachte noch mehr mit, nachdem er jedes Mal eine Nacht und mitunter zwei Nächte und den dazwischen liegenden Tag von Hause gewesen war. Aber das Geld blieb immer unberührt; denn ein Zeichen war für die Seinigen entscheidend: Pierrot war ein anderer Mensch geworden; er vernachlässigte alle seine religiösen Pflichten, ging fast nur an den Sonntagen zur Kirche und schien auch dann an den religiösen Uebungen keine Freude zu haben.

Einmal bewog ihn seine Tochter, sie des Nachmittags nach der Kapelle zu begleiten, wo sie, an ihrem gewöhnlichen Platze kniend, inbrünstig für ihn betete und ihr früher erwähntes Gelübde erneuerte. Sie setzte ihr Gebet über Sonnenuntergang hinaus bei dem Scheine der Lampe des Heiligtums fort. Als sie aufstand, sah sie ihren Vater nicht mehr in der Kapelle. Er wartete draußen auf sie, und als sie ihm freundliche Vorstellungen darüber machte, daß er die Kapelle so früh verlassen habe, entgegnete er: „Ich wundere mich, wie du bei dem dämmerigen und unheimlichen Lichte so lange in der Kapelle hast bleiben und beten können. Sie kam mir so finster und unfreundlich vor wie ein Grabgewölbe. Die Bilder an den Wänden stierten mich an wie Gespenster; es war mir, als ob sie mich erschrecken wollten. Selbst das Antlitz der hl. Jungfrau kam mir in dieser Beleuchtung kalt und strenge vor. Ich konnte es nicht länger aushalten. Da bin ich hinausgegangen, um frische Luft zu schöpfen."

Das Kind seufzte und sagte: „Ach, lieber Vater, so pflegtest du sonst nicht zu reden. Es muß in dem Herzen etwas nicht recht bestellt sein, wenn es nicht den Mut oder keine Lust hast, bei dem stillen Lichte der Lampe des Heiligtums zu beten."

Pierrot ging schweigend nach Hause. Mehrere Wochen lang arbeitete er nun fleißiger und regelmäßiger. Aber bald fing er sein früheres Treiben wieder an und blieb nun oft noch länger vom Hause, nicht mehr Tage, ja selbst Wochen lang.

Es ist aber wohl Zeit, daß wir dem Leser die Ursache dieser unglücklichen Veränderung erklären. Die Fremden, welche sich in der Nähe niedergelassen hatten, gehörten zu einer rohen und gewissenlosen Menschenklasse, welche sich an der Grenze, namentlich in Gebirgsgegenden, aufzuhalten pflegt. Es waren Schmuggler, welche für eine gute Belohnung stanzösische Waren heimlich, ohne den Zoll zu bezahlen, über die spanische Grenze brachten. Es vereinigten sich mitunter größere Banden und brachten dann bedeutende Quantitäten über die Grenze, trotz der Wachsamkeit der Grenzaufseher, welche von ihnen, wenn dieselben sie überraschten, angegriffen und nicht selten überwältigt wurden. Die Leute, welche jetzt Pierrots Nachbarn waren, hatten dieses Gewerbe schon lange getrieben. Da sie an ihrem früheren Aufenthaltsorte zu bekannt geworden waren, so mußten sie sich nach einem andern umsehen. Sie wußten, daß in der Nähe des Marienberges die Gebirgspässe wegen der bekannten Ehrlichkeit der dortigen Landleute weniger scharf beaufsichtigt wurden; diesen Umstand machten sie sich zunutze und ließen sich dort nieder. Sie mußten sich nun aber nach einem Gehülfen umsehen, der alle Winkel und Pfade im Gebirge kannte, und nachdem sie einige Zeit ihre neuen Nachbarn prüfend beobachtet hatten, fiel ihre Wahl auf den armen Pierrot, nicht nur, weil er im Gebirge ganz genau bekannt war, sondern auch, weil gerade sein weicher und sanfter Charakter ihnen eine Bürgschaft dafür zu bieten schien, daß sie ihn, wenn sie ihn einmal gewonnen und verführt hätten, vollständiger in ihre Gewalt bekommen würden, als einen kräftigern und rohern Menschen.

Güldene Brockensammlung.

Wenn ich abends bei der Lampe — Muß noch an dem Schreibtisch hocken — Um zu schmieden neue Reime — Daß sie bringen neue Brocken — Hin und her dann überlege — Wie ich zu Papier was bringe — Daß der neue Feldzug wieder — Diesmal wie auch sonst gelinge — Denk ich oft, die kleine Feder — Ist doch eine große Macht — Was hat sie nicht in fünf Monden — Großes doch zustand gebracht — Volle 20 000 Marken — Bracht bis heut die Sammlung ein — Und mich dünkt — sie fließt so fleißig — Noch nicht wirds das Ende sein — Ohne daß ich auf die Schulter — Jemals lud ein Bettelsäckchen — Kommt von selbst fast jede Woche — Her aus Neuß ein Brockenpäckchen — Oftmals muß ich schmunzelnd denken — Wenn ich auf die Summen meck — Zu gehts nicht mit richt'gen Dingen — Heingelmännchen sind am Werk — Holen nachts aus allen Häusern — Was drin liegt an Ketten, Ringen — Um sie uns'rer guten Schwester — Nach Marienberg zu bringen — Mögen denn die Wichtelmännchen — Weiter solche Schieber sein — Und der güld'nen Sammlung tragen — Ferner noch viel Brocken ein — Sicher werden nicht verhaftet — Sie bei ihrem edlen Tun — Wenn sie braven Leuten nehmen — Schöne Sachen aus dem Truh'n — Vielmehr freu'n sich die Besitzer — Wenn sie hör'n, wie auf den Treppen — Zwerglein huschen, um viel Päckchen — Still nach Junkersdorf zu schleppen — Liegt es auch in dem Gebiet — Das John Bull noch hält besetzt — Doch der selbst, geschäftekundig, — Sich an dem Erfolg ergötzt.

Kloster Marienberg.

Ungenannt von Neuß: 1 goldener Ring und eine Granatbrosche. — Von einem Kommunionkind von Neuß: 2 Silbermünzen. — Von der Neuß-Grevenbroicher Zeitung: 1 goldenes Kreuzchen und 1 Mark. — Ungenannt von Neuß: 5 goldene Knöpfe und 1 Orden-Medaille. — Ungenannt von Neuß: 1 Brosche. 2 Kreuzchen, 3 Ringe und einige Kleinigkeiten.

Ungenannt von Neuß: Für ein Heidenkind auf den Namen Antonius 21 Mark.

Das St. Quirinusblatt kostet durch die Post bezogen 30 Pfennig pro Quartal.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

(Autorisé par la censure de la 4te zône.)



Redigiert von P. Hövelet, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 34. Sonntag, 24. August. 1919

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 24. August: Bartholomäus.
Montag, 25. August: Ludwig.
Dienstag, 26. August: Zephirin.
Mittwoch, 27. August: Josef v. K.
Donnerstag, 28. August. August.
Freitag, 29. August: Sabina.
Samstag, 30. August: Rosa.

Sonntagslesung.

Von der Entbehrung alles Trostes.

Wer kennt die Tage nicht, wo er sich von Gott und den Menschen verlassen fühlt! Und das ist etwas Großes, dann noch nicht wankend werden, sondern auch in Leiden und Trübsalen die Hand Gottes als eine gütige ansehen. Betrübe dich nicht zu sehr, wenn jemand die stirbt, den du lieb hast, denn du weißt ja, daß die Stunde nicht ausbleibt, wo wir alle einander verlassen müssen.

O, es muß der Mensch viel und lange mit sich selbst im Kampfe liegen, bis er es lernt, sich ganz überwinden und sich ganz mit all seiner Liebe an Gott hingeben und ihm allein anhangen.

Die viele suchen bei ihren frommen Uebungen Trost und nur Trost und immer wieder Trost, aber scheuen die Arbeit an sich selbst, die Selbstverleugnung, die Abtötung, die Selbstüberwindung und werden dem göttlichen Heiland untreu, wenn starke Prüfungen kommen, in denen sie zeigen sollen, ob sie auch bereit sind, mit Jesus das Kreuz zu tragen. Es ist dieses die so weit verbreitete Zuckerwasserfrömmigkeit ein Kind der Zeit.

Es hat keinen Heiligen gegeben und wenn er Stunden des Trostes gehabt, daß er in ihnen sich in den Himmel entrückt und entzückt fühlte, die Stunde der Traurigkeit, der Versuchungen und der Verzagtheit blieben nicht aus und legten sich wie dunkle Wetterwolken mit Blitz, Donner und Hagelschlag über das Gemüt. In dieser Not gibt es kein anderes Mittel, als geduldig sein und in Ergreifung des göttlichen Willens seinen eigenen zu verleugnen.

Thomas von Kempen II. 9.

Einmal, einmal schlägt die Stunde
Wo wir alle scheiden müssen,
Und das treueste Herz von treuen
Blutend wird hinweggerissen.

Die Heilung des Taubstummen.

Im heutigen Evangelium wird uns von der Heilung eines Taubstummen berichtet. Unter den vielen Wundern, die der göttliche Heiland wirkte, verdient dieses eine besondere Beachtung, weil nirgends sonst die einzelnen Handlungen und Zeremonien so genau erzählt sind, wie hier. Eine Menge Wunder wirkte der göttliche Heiland mit einem einzigen Worte: „Geh hin, dein Sohn lebt!", „Lazarus, komm heraus!", „Jüngling, ich sage dir, steh auf!", hier aber bedient er sich so vieler äußerer Zeichen, daß es auffallend erscheinen muß. Er nimmt den Taubstummen zuerst beiseite, legte den Finger in dessen Ohr, berührt mit Speichel seine Zunge, dann blickt er zum Himmel, seufzt auf und spricht: „Oeffne dich!" Sechs Handlungen oder äußere Zeichen vereinigen sich hier, um dies eine Wunder zu vollenden. Bei einigem Nachdenken finden wir leicht, daß diesen äußeren Zeichen wohl ein tieferer Sinn zugrunde liegen muß.

Wie im Leben des göttlichen Heilandes, so sind auch im Leben der Kirche viele wunderbare Kräfte tätig, bei dem hl. Opfer, bei den Sakramenten und Segnungen. Und alle diese Dinge sind von einer Menge sinnreicher Zeremonien und äußerer Handlungen umgeben. Und wir dürfen wohl sagen, gerade diese Zeremonien hat der göttliche Heiland durch die Art und Weise, wie er heute das Wunder an dem Taubstummen wirkte ganz besonders bestätigen und heiligen wollen.

Wenn es sich um die Zeremonien der Kirche handelt, so sprechen Andersgläubige so gerne von geistlosem Formelkram, und unwissende oder denkfaule Katholiken sprechen es ihnen — weil das zur Bildung gehört — nach. Würde man aber bei solchen Leuten, ohne anzuklopfen, in die Stube treten, an ihnen vorübergehen, ohne den Hut abzunehmen, um sie zu grüßen, einen gemachten Besuch nicht erwidern, sie nicht ins Zimmer führen und ihnen keinen Stuhl anbieten, wenn sie zu uns kämen, und würden wir diese Unhöflichkeiten im äußeren Benehmen damit entschuldigen wollen, es sei das alles doch nur äußerlicher Formelkram, so würde man das sehr übel vermerken, und wir wären in diesen Kreisen für immer gesellschaftlich ausgeschaltet. Und doch hätten wir in diesem Falle vielleicht nicht so ganz unrecht, da noch lange nicht allen Höflichkeitsphrasen eine tiefere innere Gesinnung zugrunde liegt oder entspricht.

Die Richtung der Zeit geht freilich darauf hinaus, alles zu vereinfachen, zu verkürzen. Wenn eine Maschine, die ursprünglich sehr kompliziert war, auf ein halbes Dutzend Räder reduziert wird, so wird das heutzutage als eine große Entdeckung angesehen. Ein Gärtner ist stolzer auf einen Baum, von dem er alles bis auf ein paar Aeste abgeschnitten hat, die er in unnatürlicher Weise an eine Mauer annagelt, und welcher einige auserlesen gute Früchte trägt, als auf einen stattlichen Baum, der sein blätterreiches Haupt im Winde hin und her bewegt.

Wir verstehen das, denn hier wird bei Maschine und Baum nur auf den Nutzen gesehen, auf das, was den schnellsten und den reichsten Gewinn bringt. — Aber wo es sich um Ideen, zumal um höhere Ideen handelt, da will doch ein fein angelegtes Gemüt sie so gerne in Symbolen, in Sinnbildern dargestellt und ausgedrückt sehen.

Und so finden wir uns denn auch von Sinnbildern ganz umgeben. So ist uns das Kreuz ein Symbol des Leidens, der Thron von Macht, das Schwert von Kampf, und die Palme von Sieg. Was sind Krone und Szepter, Talar des Richters, Uniform des Soldaten anders als Symbole, anders als ein äußeres Zeichen einer inneren Idee? Ist nicht die ganze kirchliche Architektur von Symbolen getragen? Ist die Gotik etwas anderes, als eine in Stein umgesetzte religiöse Symbolik?

So hoch sich auch im gotischen Dom die Säulen erheben, so werden sie doch nicht abgeschnitten von einer flachen Decke, und es ahnt und weiß der Geist, daß jenseits der Gewölbe, die sein Schauen begrenzen, über diese Höhe noch sich das Schönste bis in den Himmel erhebt, der mächtige, freie, schlanke, auf alle Dächer der niederen sorgenerfüllten Häuser herabschauende, allen Angriffen und Berührungen der Menge entrückte Turm.

Und im Gotteshause selbst. Die brennenden Kerzen, was sind sie anders als das Sinnbild Christi, des Lichtes der Welt? Der Weihrauch ist ein Sinnbild des Gebetes, das, wie die Rauchwölkchen, lieblich duftend zu Gott emporsteigen soll. Die Osterkerze, die den Sieg des Herrn über den Satan und sein vierzigtägiges Wallen in der Verklärung darstellen soll, das Osterfeuer am Karsamstag, die vor dem Tabernakel flackernde ewige Lampe, was sind sie anders, als Symbole, die auf die Gegenwart Gottes hinweisen? Und die Zeremonien, die von den Gläubigen geübt und beobachtet werden, wie sind sie alle ein von höheren Dingen sprechendes Sinnbild! Ist nicht das Falten der Hände beim Gebete der schönste Ausdruck dafür, daß wir zu Gott als Hülfesle-

hende kommen, das Beugen der Knie ein Zeichen der Anbetung, das Schlagen an die Brust ein Zeichen, daß wir, wie der Zöllner an der Tempelpforte, uns als demütige und reumütige Sünder bekennen?

Wenn darum jemand diese äußeren Zeichen der Andacht, dieses äußere Kleid der Frömmigkeit geringachtet und über die Zeremonien der Kirche spottet, so zeigt er damit nicht eine besondere Bildung, vielmehr einen sehr gewöhnlichen Sinn und eine große Unwissenheit.

Das wir den Hut abnehmen und uns verbeugen, die Hand reichen und mit dem Kopfe schütteln, das Festessen und der Trinkspruch, die Hochzeit und das Begräbnis, der Herd und das Grab, der Taufname und der Titel, die Höflichkeit und die Etikette, alle diese Dinge mit den tausenden kleinen und großen Beobachtungen, die sie fordern, sie sind alle Sinnbilder und Symbole, wenn wir auch, obgleich wir uns immer ihrer bedienen, vielleicht ihren eigentlichen Sinn nicht mehr verstehen.

Wie es nun niemanden einfällt, über diese Aeußerungen des gesellschaftlichen Verkehrs zu spotten, im Gegenteil man denjenigen für einen ungebildeten Menschen hält, der sich ihrer nicht bedienen will oder nicht zu bedienen versteht, um so weniger sollte es jemand sich beikommen lassen, über Zeremonien der Kirche, die durch ihr Alter und das Beispiel Jesu Christi selbst geheiligt sind, hochmütig abzusprechen.

Man ist sonst gewöhnt, denjenigen, dessen äußeres Benehmen in Gang, Rede, Benehmen schön geordnet und der Höflichkeit entsprechend ist, einen feinen Menschen zu nennen. Man schließt eben aus der äußeren Harmonie auf die innere. Und das mit Recht. Denn die äußeren Gebärden sind ja ein in die Erscheinung tretendes Bild innerer Vorgänge. Und dabei haben diese körperlichen Uebungen auch selbst einen bildenden und fördernden Einfluß auf das seelische Empfinden. Man beobachte sich einmal selbst. Betet man nicht in der Regel andächtiger, wenn man kniet, als wenn man sitzt, wenn man die Hände gefaltet hat, anstatt sie mit der Uhrkette spielen zu lassen? Ist nicht die ganze Feierlichkeit unseres Gottesdienstes, wie sie in den Zeremonien der Kirche zutage tritt, gerade besonders wirksam, um unsere Seele in eine gehobene, andachtsvolle Stimmung zu versetzen? Man denke an ein feierliches Hochamt, an einen feierlichen Umgang oder an eine schöne Prozession, an die Requiemsmesse — ergreifen sie nicht auf das tiefste unser Gemüt und regen bald die Freude, bald die Trauer an?

In diesem mangelnden Verständnis der Wechselwirkung zwischen Körper und Seele liegt auch der Grund, warum oberflächliche oder einseitig puritanische Seelen so leicht geneigt sind, die Aeußerungen der Frömmigkeit, wie sie im Leben der katholischen Christen in die Erscheinung treten, für Heuchelei zu halten. Sie erkennen nicht, daß das Aeußere nicht ein Ersatz des Inneren sein, sondern es vielmehr anregen und verstärken soll. Was sie im gewöhnlichen Leben als richtig, schön und selbstverständlich ansehen, darin finden sie in der Religion eine widerliche Verzerrung und eine unwürdige Erniedrigung, weniger, weil sie ernstlich über diese Dinge nachgedacht haben, sondern weil man es ihnen so oft vorgesagt hat, und sie es nun einfach nachsagen.

Die Leidenschaften.

I.

Wer das heutige öffentliche Leben betrachtet, der wird eingestehen müssen, daß leider Gottes vielfach die Leidenschaften darin die Herrschaft haben. Wenn man an den traurigen Verfall des Familienlebens denkt, an die zunehmenden Ehescheidungen, an die Ausgelassenheit der Jugend, was anders ist daran schuld, als die nicht im Zaum gehaltene Leidenschaft der Sinnenlust. Und wenn wir im öffentlichen Verkehr immer wieder von den unverschämten Schiebereien, dem schrankenlosen Wucher hören, was anders ist daran schuld, als die Leidenschaft der Habsucht. Und wenn man im politischen und sozialen Leben, wo man geht und steht, was man liest und hört, oft nichts anderes vernimmt, als ein liebloses Schimpfen und Räsonnieren über jeden, der nicht zur Partei gehört, was ist daran anders schuld, als die Leidenschaft des Hasses. Wenn man darum nicht mit Unrecht sagen kann: Geld regiert die Welt, so kann man heute nicht mit wenigem Grunde behaupten: Nicht die Vernunft, nicht das besonnene Denken, sondern die Leidenschaften, die Instinkte wollen herrschen. Da könnte es wohl nützlich sein, wenn wir in einigen Aufsätzen vor der Macht, dem Verderben der Leidenschaften sprächen, und den Mitteln, sie zu bekämpfen.

Leidenschaft im engern und eigentlichen Sinne ist die selbstverschuldete Herrschaft einer bösen Begierde über den freien Willen des Menschen. Indem der Mensch nicht kämpft gegen die in ihm aufsteigende ungeordnete Begierde, sondern ihr gegenüber sich schwach und nachgiebig zeigt, erzieht er sich seine Leidenschaft. Es gibt viel und verschiedene Leidenschaften, aber alle können großes Unheil anrichten, eine jede kann überaus verhängnisvoll und verderblich wirken.

Die Leidenschaft fügt dem Christen zunächst großen Schaden zu in Bezug auf die übernatürlichen Güter seiner Seele. Sie raubt ihm die heiligmachende Gnade, jenes höhere übernatürliche Leben, das weit kostbarer ist als die beste Gesundheit eines kräftigen Leibes, als alle irdischen Güter, die ein Mensch hienieden sich nur erwerben kann. Denn leben wir im Stande der Gnade, dann sind wir Gott wohlgefällig, werden von ihm als teuere Kinder geliebt und besitzen ein Anrecht auf die ewige Seligkeit des Himmels. Die Leidenschaft nun verlangt Befriedigung, schreit manchmal ungestüm nach Befriedigung; diese Befriedigung aber ist nicht möglich ohne Uebertretung der Gebote Gottes, sie führt also zur Sünde, oft zu vielen und schweren Sünden. Die schwere Sünde aber ertötet in uns das göttliche Gnadenleben; denn von ihr spricht der heilige Geist: „Ihre Zähne sind Löwenzähne, die dem Menschen das Leben rauben" (Sir. 2, 8).

Insbesondere tötet die Leidenschaft in uns die herrlichste Blüte und Frucht der Gnade, nämlich die Liebe zu Gott. Leidenschaft und Liebe zu Gott vertragen sich nicht mit einander. Die Liebe zu Gott ist ja auf den unendlich Reinen und Heiligen hingerichtet, die Leidenschaft dagegen auf das Unheilige, auf die Sünde. Die Liebe zu Gott erhebt uns in himmlische Höhen, die Leidenschaft dagegen zieht den Menschen in unreine Tiefen hinab, so daß er nach dem Zeugnis der täglichen Erfahrung manchmal sogar unter die unvernünftigen Geschöpfe sinkt. Die Liebe zu Gott sucht sich nicht selbst, sie ist bereit, für Gott und das Gute ein Opfer zu bringen; die Leidenschaft dagegen hat nur sich selbst, nur die eigene Befriedigung im Auge, mag sie das auch hier und da mit schönen Worten oder täuschenden Handlungen zu verdecken suchen. So muß also, wo eine Leidenschaft herrscht und freiwillig unterhalten wird, die Liebe zu Gott ersterben.

Doch der Schaden, den eine unbekämpfte Leidenschaft dem übernatürlichen Leben der Seele zufügt, ist zuweilen noch größer. Sie schwächt nämlich den Glauben und tötet ihn nur zu oft gänzlich und raubt dadurch dem Menschen überhaupt die Möglichkeit, ein übernatürliches Gnadenleben zu führen. Der gefährlichste Feind des Glaubens ist die Leidenschaft, ein viel grausamerer Feind als ein Nero und Diocletian, die das Christentum doch so blutig verfolgt haben. Dieser Feind hat mehr Christen vom göttlichen Heilande abtrünnig gemacht, als alle Tyrannen und alle Sophisten miteinander. Denn die Ursache des Unglaubens und der religiösen Gleichgültigkeit ist in den meisten Fällen in einem verdorbenen Herzen, nicht aber in einem gelehrten und tief denkenden Kopfe zu suchen. Man kann einem strebsamen und talentvollen jungen Manne ganz dreist sagen: Studiere fleißig bei Tage und bis spät in die Nacht hinein; suche mit unermüdlichem Eifer die Kräfte der Natur kennen zu lernen, verlege dich auf Physik, auf Chemie, Anatomie, Medizin und Geologie; suche genau die Geschichte der alten und der neuen Völker zu ergründen, mache dich vertraut mit ihren Sprachen, ihren Sitten, ihren Taten und ihren Leiden; dann dringe mit deinem Denken ein in die tiefsten Forschungen der Philosophie; bei all deinen Studien aber bleibe Herr über deine bösen Neigungen und Begierden, besonders aber halte den Hochmut kräftig unter deinen Füßen und bewahre dein Herz vor dem Feuer der unreinen Lust. Befolgt der Jüngling diese Mahnung gewissenhaft, dann braucht man nicht zu fürchten für seinen Glauben. Dagegen steht sein Glaube in größter Gefahr, wenn er der unreinen Leidenschaft sich überläßt, mag er auch so wenig gelernt haben, daß er kaum seinen Namen richtig schreiben und lesen kann. Nicht die Wissenschaft, sondern die Leidenschaft gefährdet den Glauben. Der Glaube will ja der Leidenschaft Halt gebieten; er erinnert darum den Menschen an einen unendlich heiligen und gerechten Gott, an den Ernst des Gerichtes und der Ewigkeit mit ihren Strafen. Das ist eine Sprache, welche die Leidenschaft nicht ertragen mag; darum wendet sie sich mit Zorn von dem Glauben ab, kehrt ihm den Rücken und gibt in lügenhafter Weise vor, der Glaube vertrage sich nicht mit dem Wissen.

Nicht allein auf die übernatürlichen Güter des Menschen erstreckt sich das Verderben, das die Leidenschaft hervorruft, sondern auch auf seine natürlichen Güter, und zwar zunächst auf seine inneren Fähigkeiten. Sie verdunkelt das Licht seiner Vernunft und verblendet den Menschen. Das höhere Licht der Gnade löscht sie in seinem Innern aus; sein ganzes Sinnen und Denken lenkt sie in einseitiger Weise auf die Befriedigung der ungeordneten Begierde. Während sie ihn darum nach dieser Seite hin zuweilen sehr erfinderisch und verschmitzt macht, verfinstert sie sonst seine Vernunft und wirft sozusagen einen dichten Schleier über das innere Auge seiner Seele, so daß er manche Dinge nicht recht erkennt und beurteilt. Er wird blind und sieht nicht ein, wie tief er sich erniedrigt und entwürdigt durch sein ganzes Tun und Lassen; vielleicht ist er noch stolz auf das, was ihn in den Augen aller Vernünftigen verächtlich macht. Er ist blind und erkennt nicht die großen Unannehmlichkeiten und Gefahren, denen er entgegengeht. Alle zittern für ihn, nur er allein ist ruhig und fürchtet nicht; man mahnt ihn, man macht ihm Vorstellungen, doch er begreift nicht, wie man dazu

kommen und der ganzen Angelegenheit so viel Wichtigkeit beilegen kann. Mit verbundenen Augen befindet er sich in der Nähe eines gähnenden Abgrundes und wandelt leichtsinnig an seinem Rande. „Sie haben Augen und sehen nicht" (Ps. 113). Tausend Eltern, Erzieher und Meister können das bezeugen.

Doch noch mehr wie das Licht der Vernunft wird das Herz und das Gemüt von der Leidenschaft in schädlicher Weise beeinflußt. Die Leidenschaften ersticken im Herzen nach und nach alle edlen Gefühle. Die Leidenschaft ist ja Selbstsucht; die Selbstsucht aber macht das Herz kalt und hart, verdrängt aus ihm die warme Begeisterung für das Gute und Edle, für Pflicht und Tugend. Zur Bestätigung des Gesagten braucht man nur auf das tägliche Leben hinzuweisen. Ich will nicht auf das Schrecklichste aufmerksam machen, nicht hervorheben, wie man zuweilen selbst gegen solche, mit denen man durch die innigsten Bande verbunden ist, unmenschlich und grausam wird und sogar zum Gifte greift, um jene aus dem Leben zu schaffen, denen man nur Liebe und Dank schuldet. Nur auf Beispiele, von denen man nur zu oft Zeuge sein kann, soll die Aufmerksamkeit hingelenkt werden. Hier ist ein Mann, dessen Herz von einer Leidenschaft und ungeordneten Neigung zu einer anderen Person erfaßt ist. Seit dieser Zeit ist er kalt und herzlos gegen die eigene Gattin, der er einst feierlich Treue und Liebe bis in den Tod geschworen; der Kummer und Schmerz, den er der edlen und schwer gekränkten Lebensgefährtin bereitet, geht dem Unmenschen nicht mehr zu Herzen. Dort ist ein Vater, der sich einer anderen verderblichen Leidenschaft, nämlich der Trunksucht, ergeben hat. Seitdem dieselbe ihre tyrannische Herrschaft über ihn ausübt, ist er kalt und lieblos gegen das eigene Kind geworden, das er früher so gerne auf seinen kräftigen Arm nahm und für dessen Glück er sein Leben einzusetzen bereit war. Jetzt läßt er es hungern und darben, läßt es gleichgültig einer traurigen Zukunft entgegengehen. Für das Kind, dem er nach Gott das Dasein gegeben, hat der Vater kein Herz mehr; er sorgt nicht mehr für dasselbe. Dort ist eine Tochter rauh, hart und abstoßend gegen die eigene Mutter, die seit zwanzig Jahren ihre Liebe an das Kind so reichlich verschwendet hat. Früher war auch die Tochter gut, freundlich und willig gegen die teuere Mutter; ein kleines Unwohlsein derselben machte sie zärtlich besorgt und entlockte ihren Augen Tränen des Mitleids. Doch seit sie eine Leidenschaft, eine ungeordnete Neigung, die von der Mutter mißbilligt wird, weil sie das Kind offenbar unglücklich machen muß, in ihrem Innern unterhält, ist sie ganz anders, ist sie hart und abstoßend gegen die früher so sehr geliebte Mutter geworden. So sind es die Leidenschaften, welche in dem Herzen die edlen und guten Neigungen und Gefühle verdrängen, welche wahre Ungeheuer in ihm hervorrufen und großziehen.

Ehe und Jungfräulichkeit.

Das ist eine Frage, die für jede wahrhaft christliche Jungfrau eine rechtzeitige und klare Antwort erheischt. Man weiß ja freilich, für viele Mädchen ist das gar keine Frage. Sie können sich nichts schlimmeres denken, als sitzen zu bleiben und eine alte Jungfrau zu werden. Drum wird, wenns auf die dreißig angeht und sie sind noch nicht zum Ziel gekommen, alles angestrengt. Zu guter letzt nehmen sie noch die Zeitung in Anspruch und gehen auf den Markt, wo Angebot und Nachfrage gilt.

Gewiß ist die Ehe etwas Hochwichtiges, Schönes und Heiliges, der Apostel nennt sie gar „ein großes Sakrament in Christus und der Kirche". Verkehrt aber ist, die Jungfräulichkeit als etwas Minderwertiges zu betrachten und zu meinen, wenn ein Mädchen nicht heirate, hänge ihm ein Makel an. Darum entweder heiraten oder ins Kloster gehen. Denkt doch die Welt oft genug gar von denen, die das letztere tun, manchmal so niedrig, daß sie meint, eine unglückliche oder verschmähte Liebe führe so viele Jungfrauen hinter die Klostermauern.

Daß die Welt so denkt, ist nicht auffallend. Ihr sind eben alle höheren Ideale verloren gegangen, und Entsagung, Opfer, Selbstverleugnung, Nachfolge Christi auf dem Wege des Verzichtes sind für sie unbegreifliche Dinge.

Die Kirche läßt sich aber durch solche Auffassung nicht irre machen, stört sich nicht an das Kaffeekränzchengerede. Sie hält die christliche Ehe hoch, umgibt ihren Abschluß mit kirchlicher Feierlichkeit und ihrem besonderen Segen, erinnert in ihren Gebeten bei der Trauung an den Ehebund der Stammeltern, den Gott selber geschlossen, an Tobias, dem ein Engel die junge Braut zugeführt, an die Ehen der Stammväter Israels, Abraham, Isaak und Jakob, denen so viel Segen entströmte. Aber mit derselben Entschiedenheit hat die Kirche auch allen Irrgläubigen gegenüber durch die Jahrhunderte daran festgehalten, daß auch der jungfräuliche Stand ein ehrenvoller Stand, ja, der um Gottes willen erwählte gar ein besserer Stand sei, als die Ehe.

Daraus folgt nun zunächst: die vielverbreitete Angst, keinen Mann zu bekommen, ist einer christkatholischen Jungfrau unwürdig. Ist ein Mädchen nicht des Lobes und der Ehre wert, das, obgleich es Anspruch genug hatte, doch, um eine kränkliche Mutter im Hause nicht allein zu lassen, bei den Eltern und nun unverehelicht blieb. Wie niedrig stehen einem solch edlen Mädchen gegenüber diejenigen seiner Altersgenossinnen da, die, unbekümmert um etwaige Pflichten, die sie gegen Vater und Mutter und noch kleine Geschwister hatten, nicht früh genug unter die Haube kommen konnten, und das nicht selten sogar, nachdem sie auch noch Unschuld und Ehre eingebüßt.

Gerade weil die Kirche den jungfräulichen Stand so hoch achtet, hält sie auch die Ehe so hoch. Gewiß, der Ehestand ist ein hoher Stand, aber die Ehe wird um so höher gewertet und um so reiner bewahrt, je höher man den jungfräulichen Stand schätzt.

Ohne Frage hat der Ehestand seine besonderen Vorzüge; er kann eine große Tugendschule werden. Er fordert Hingabe der eigenen Persönlichkeit an die Familie, ein stetiges Sichbemühen für das Glück der Kinder, ein tapferes und aufopferndes Ertragen von vielerlei Leid. Aber trotzdem bleibt der Ehestand vom höheren Gesichtspunkt betrachtet, ein geringerer, als der jungfräuliche.

Die Jungfräulichkeit, in sich selbst schon heilig, ist zugleich ein Schutz für die Reinheit der Ehe und den von Gott geordneten Fortbestand des Menschengeschlechtes. Auch der Ehestand braucht das Keuschheitsideal, er braucht es als Muster für das Vorleben der Jugend, als Aufmunterung, auch im Eheleben die standesmäßige Keuschheit zu bewahren.

Wo die Jungfräulichkeit nicht in Blüte steht, da nehmen die Völker ab. Die Pflege der Jungfräulichkeit aber steht in genauem Verhältnisse zur Gesundheit, zur Kraft und Anzahl der Bevölkerung. „Die jungfräulichen Seelen sind darum", sagt der hl. Cyprian, „die Blüten am Baume der Kirche, die Zier und der Schmuck der Geistesgnaden und der erlauchte Teil der Herde Christi."

Wie der hl. Ambrosius einen Wucherer kurierte.

Das Opfer eines Wucherers war gestorben; sofort nahm der Wucherer von der Leiche Beschlag und versagte die Erlaubnis zur Beerdigung, bis die volle Schuld berichtigt sei. Eine schmachvolle Habsuchtserscheinung, die nach dem hl. Ambrosius zu seiner Zeit sehr häufig vorkam. „Wie oft", sagte er, „bin ich Zeuge gewesen, daß von den Wucherern Leichen als Pfand beschlagnahmt, und das Begräbnis verweigert wurde, bis die Schuld bezahlt war."

In dem obengenannten Falle wandten sich die jammernden Hinterbliebenen in ihrem Elende an den hl. Ambrosius. Vor dem großen Bischof wiederholte der schamlose Wucherer seine Forderung. Ambrosius, rasch entschlossen, stellte ein abschreckendes Beispiel auf, indem er ihm voll Entrüstung die Worte zuschleuderte: „Nimm diese Leiche, hab Acht, daß sie dir nicht entrinne, und verwahre sie wohl in deinem Zimmer, du grausamer Henker! Die Gefängnisse sind nicht so hart wie du; sie geben ihre Toten heraus; du aber fesselst selbst diese noch. Die härtesten Gesetze haben über die Toten keine Gewalt, deine Gewalt hält sie fest. Immerfort mische in das Jammergeschrei einer trauernden Familie die hartherzigen Worte des Wucherers. Dieser Unglückliche, er ist tot, aber binde ihn fest, lege ihn in Ketten, aber in starke Ketten, damit sie ihn recht drücken; du hast es mit einem harten und kalten Schuldner zu tun, der nicht mehr zu erröten versteht. Uebrigens kann wenigstens dein Geiz beruhigt sein, deinen Gefangenen zu erlösen, wird dich nichts kosten!"

Und nun wurde auf Befehl des Bischofs die Leiche in das Haus des Wucherers getragen. Unter tausend Verwünschungen folgte das Volk bis zur Wohnung des Wucherers, dessen Familie sich versteckt hatte aus Furcht vor dem Auflaufe und aus Scham über das Geschehene.

Und nun verlegte sich der Geizhals, von dem Bischof tief gedemütigt, aufs Bitten. Er flehte den Bischof an, die Leiche auf den Gottesacker tragen zu lassen. Der hl. Ambrosius wollte aber die verdiente Buße nicht abkürzen. „Nein", rief Ambrosius dem Geizhals zu, „du sollst mich nicht beschuldigen können, ich hätte dich um deine Bürgschaft gebracht." Schließlich mußte der Geizhals selbst und seine Familie sich herbeilassen, den Sarg ihres Schuldners auf die eigenen Schultern zu nehmen und zum Grabe zu tragen.

Das ereignete sich zu einer Zeit, wo das Christentum noch mit dem Heidentum rang, und auch der Glaube noch nicht in allen Getauften die alte römische Heidennatur, in deren Augen die Sklaven und Schuldner wehrlos waren, bezwungen hatte. Was würde aber wohl der hl. Ambrosius, lebte er heute, zu den Wucherern und Geizhälsen sagen, deren grinsende Habsucht vielleicht schuld ist, daß manche Kinder und Greise wegen mangelnder Ernährung, da sie die Preise nicht erschwingen konnten, früh ins Grab hinabsteigen mußten. — Zur Warnung aller Christen steht am Beginn der Kirche Judas mit dem Säckel. Das sollte keiner von uns vergessen.